

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Der Marienhof.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

„Er will mir noch von Quedlinburg aus den Brief schicken,“ sagte er, „damit er der Frau übergeben werden kann, sobald sie wieder soweit gesund ist. Daß er seine Abreise nicht verschoben hat, gefällt mir: was man sich vorgenommen hat, muß nicht abgeändert werden. Der ganze Mann gefällt mir überhaupt, er ist auch ein hübscher Mann, nicht wahr, Cornelia?“

Sie stockte mit der Antwort. „Nun Du kannst das immer sagen!“ lachte er. „Ich weiß ja, daß Du ein vernünftiges Mädel bist. Beim Manne kommt's freilich nicht darauf an, ich bin in meinem Leben kein hübscher Kerl gewesen und Deine Mutter hat mich doch so lieb gehabt, daß sie für mich in den Tod gegangen wäre — wie sie es ja auch gethan hat, die treue redliche Frau, die sich nur in ihrer unermüdblichen Sorge um die Wirthschaft aufgerieben hat, zart und schwächlich wie sie war.“ Er schwieg, von der Erinnerung, wie immer, bewegt und stand bald darauf von seinem Lehnstuhle auf, um Cornelia eine gute Nacht zu wünschen. Dabei küßte er sie auf die Stirn, wie er sehr selten that. Mußte sich denn heut Alles vereinen, um

sie weich zu stimmen? Sie brach auf einmal in Thränen aus. Er streichelte ihr stumm die Wange und trennte sich von ihr, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Bald hatte sie sich wieder gefaßt und suchte die Ruhe, aber der Schlaf, die beste Arznei auch für die Seele, wie der Vater gesagt, floh heut ihre Augenlider. Der Tag mit seinen wechselnden Situationen lebte wieder in ihr auf, von dem hellen, schönen Morgen; wo sie ausgefahren war, bis zu dem letzten Moment des Spät- abends an der Seite ihres Vaters — zwei Scenen waren es, bei denen sie länger verweilte und die immer wieder an ihr vorüber zogen: die Begegnung in der Hütte des Verunglückten mit der folgenden Wanderung durch das Thal und die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel, von der so manches Wort in ihrer Seele nachklang, wenn es auch nicht an sie gerichtet gewesen war — wie verschieden das Licht, in welchem ihr diese beiden Scenen jetzt aufgingen, dort der Morgenstrahl am Berge, hier „Dämmerchein, auf öder Haide ersterbend.“ Wie ein Hohn war ihr die Frage von dem sonst so verehrten Munde ihres Vaters erklingen, welche sie nicht beantwortet hatte; er ahnte wohl nicht, daß sein vernünftiges Kind, wie er sie genannt, auch noch durch eine andere Bemerkung verletzt worden war: „beim Manne kommt es nicht auf Schönheit an“ — bei Frauen also doch! hatte es in ihr geklungen und sie war doch sonst so ruhig darüber gewesen, hatte lächelnd selbst davon gesprochen, daß sie häßlich sei und Antoniens Schönheit frei von allen Wünschen bewun-

bert! Als sie in diesen Gedankenstrudel gekommen war, fühlte sie eine heiße Glut über ihre Wangen fliegen und diese Beschämung gab ihr die Kraft der Seele zurück. Sie riß sich gewaltsam von den Bildern los, die sie verfolgten und gewann denn nach und nach auch die Ruhe des Herzens wieder. Dieser Tag soll ein Markstein meines Lebens sein! dachte sie.

Ueber Nacht war die Kranke sehr unruhig geworden, gegen Morgen jedoch in einen festen Schlaf gefallen. Cornelia löste jetzt die Wärterin auf eine Stunde ab. Mutter Agathe athmete schwer, aber sie schlief, ohne sich zu regen. So fand sie noch der Medicinalrath, der auf die ausdrückliche Bitte des Herrn von Lindow noch im Laufe des Vormittags nach dem Marienhofe kam. Er hielt den Zustand der Kranken für eine Lethargie, aus welcher sie leicht gar nicht mehr oder doch nur im letzten Momente des Abscheidens erwachen konnte — er sprach das offen im Wohnzimmer des Herrenhauses gegen Cornelia aus, da er von seinem Standpunkte den Tod der alten vergessenen Nonne für eine ziemlich gleichgiltige Sache hielt. Er wunderte sich daher, eine so lebhafteste Theilnahme für sie zu finden, wie sie sich nicht blos in den feuchten Augen des Fräuleins, sondern auch in den Worten ihres Vaters aussprach. Es mußte also doch, wie man sich hier und da in Quedlinburg sagte, mit ihr eine eigene Bewandniß haben und die Familie Lindow allein in ihre Verhältnisse eingeweiht sein. Während er im Begriff stand, Abschied zu nehmen, nachdem er noch eine Verordnung für die Kranke gegeben, von der er selbst nicht viel hoffte, jagte ein eleganter Diener in Treppenhut, Livree und Stulpenstiefeln, auf einem stolzen Klappen auf den Hof, daß der Schnee spritzte und gleich darauf wurde im Zimmer der Graf von Irwing gemeldet.

Cornelia, die nicht gestimmt war, einen Besuch dieser Art zu empfangen, bat ihren Vater, sich zurückziehen zu dürfen, der Medicinalrath empfahl sich und Herr von Lindow nahm den Grafen an, dem sein vorausgesprengter Diener diese Antwort brachte. Irwing ritt im kurzen Galopp ein, sein Schwarzbrauner, eine edle Halbblutstute, erregte immer von Neuem das Wohlgefallen des alten Herrn, der ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war. Sein erstes Wort des Empfangs war auch dem Rosse gewidmet: „Den Schweifsträger lobe ich mir!“ sagte er, dem absigenden Grafen entgegen tretend. „Das nennen sie wohl jetzt à la Fasan?“ Es war der erste Uebergang von der noch herrschenden abscheulichen Mode des Englifirens mit möglich steil-

recht aufgebäumtem Stutzschwanz zu dem natürlichen Geschmack, der dem edelsten Thiere seinen schönen Schmuck läßt.

„Ich bitte um Verzeihung für meinen Ueberfall, Herr von Lindow,“ sprach Irwing mit einem offenen Blick.

„Nicht doch! Sie wissen ja, daß Sie bei mir gern gesehen sind!“ antwortete Lindow, indem er ihn einlud, näher zu treten, und wirklich hatte er den jungen Offizier, der ihn in mancher Beziehung an seine eigenen Cornetstreiche erinnerte, ganz gern, wenn er ihn sich auch nicht grade als Eidam ausgesucht hätte.

„Ich komme im Auftrage meines Veters,“ sagte der Graf, als er im Zimmer der Aufforderung abzugeben genügt hatte. „Mein Vetter Alffen läßt sich Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter noch angelegentlich empfehlen, er hat mir diesen Brief hinterlassen, den ich Ihnen überbringen sollte, da er ihn nicht fremden Händen anvertrauen mochte.“ Lindow dankte ihm und nahm den Brief in Empfang, den er nach einem flüchtigen Blick auf die Adresse in das Bureau legte, die Aufschrift war an ihn, nicht an die Nonne gerichtet.

Irwing fing dann sogleich an von seinem unglücklichen Einfall bei den Holzhauern zu sprechen, der ihm hier, wie er sagte, gewiß sehr verdacht worden sei; er könne sich auch gar nicht entschuldigen, weil er gewarnt worden oder doch nur damit, daß diese Warnung so beschaffen gewesen, daß er nach seinen Begriffen nicht füglich, ohne sich etwas zu vergeben, zurückgekonnt hätte, eine Entschuldigung, welche Lindow aus gleichem Gesichtspunkte vollkommen zu würdigen verstand. Er sagte dann, — daß er zu seiner Freude die besten Nachrichten von dem armen Manne habe, dessen Verletzung er verschuldet; Doctor Dallwig, der im Begriff gewesen sei, zu ihm heraus zu fahren, habe ihm so eben noch in der breiten Straße, wo er ihm begegnet, mit Bestimmtheit versichert, daß der alte Mann bei seiner gesunden Natur in einigen Wochen wieder arbeiten könne. „Und bis dahin,“ setzte Irwing mit einer gewissen Verlegenheit auf seinem hübschen Gesichte hinzu, die ihm sehr gut stand, „wird es der Familie an nichts fehlen.“

„Bravo!“ sagte der Guts herr. „Ihr Vetter hat uns schon gestern gute Nachrichten gebracht, auch meine Tochter ist dort gewesen — kommen Sie vielleicht daher, wie Ihr Vetter?“

„Alffen hat mir ein Versprechen abgenommen,“ erwiderte Irwing und jene Verlegenheit trat noch deutlicher hervor, „daß ich es vor der Hand unterlassen

solle — er meint und ich konnte ihm nicht widersprechen —“

„Ihr Better hat Recht, Sie würden dort nichts helfen können und nur schlecht empfangen werden,“ sagte Lindow. „Alffen hat das auch gegen meine Tochter geäußert und ich habe ihm auch da nur beipflichten können.“

Es leuchtete in Irwing's Augen, der brave Wolfhart hatte so redlich sein Wort gehalten und seine Sache vertheidigt, was nach der Aeußerung des Vaters sehr nöthig gewesen zu sein schien. Um so mehr war er gespannt, wie Cornelia ihn empfangen werde. Aber es verging eine geraume Weile und sie kam nicht, es wurde Zeit, den Besuch zu beendigen, wenn keine Einladung, zum Mittag zu bleiben, erfolgte. Irwing hatte allerdings auf diese gerechnet, sie war eigentlich Regel auf dem Marienhofe. Aber heut blieb sie aus und als der Graf aufstand und nach dem Federhut griff, sagte Lindow: „Ich bitte Sie offen, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie nicht einlade, mit uns eine Suppe zu essen. Wir haben eine Kranke im Hause, der meine Tochter ihre ganze Sorge widmet. Der Medicinalrath fürchtet sogar, daß sie sterben wird — für sie selbst ist es vielleicht eine Wohlthat, da sie gewiß sehr alt ist und wohl keine Verwandten mehr in der Welt hat, uns aber würde es leid thun, sie war uns treu ergeben.“

Für die alte Nonne hatte Irwing keine Sympathie, er sah sie im Gegentheil als ein Hinderniß seiner Wünsche an, doch war in letzter Zeit durch seinen Better einiges Interesse für sie in ihm erregt worden, wenigstens Neugier. Er äußerte sich darüber, daß es Alffen höchst unangenehm sein werde, wenn er durch sie nicht mehr einige Auskunft über gewisse Familienverhältnisse erlangen könne, die für ihn sehr wichtig seien.

„Hat er Ihnen etwas Näheres mitgetheilt, wenn es nicht unbescheiden ist, danach zu fragen?“ forschte Lindow.

Irwing mußte gestehen, daß er nur Vermuthungen hege, es möge sich auf Erbansprüche oder dergleichen beziehen, da die Besitzverhältnisse der Alffenschen Herrschaft etwas verwickelt schienen; es seien sechs oder acht Güter in verschiedenen Landestheilen, die noch vor dreißig Jahren ihre eigenen Landesherren gehabt, geistliche und weltliche Fürsten, so daß verschiedenes Recht und Gesetz gelte — was ihm Alffen einmal erklärt, er aber weder verstanden, noch behalten habe. Er empfahl sich nun und ritt nicht so „versammelt“ ab,

wie er gekommen war, sondern spornte seine Schwarzbraune zu wilden Sprüngen, was Herr von Lindow mißfällig bemerkte.

Vor dem Thore sah er einen Schlitten vom Gebirge daher kommen; auf dem niedrigen Sitze ragte wie ein Mastbaum auf einem alten lombardischen Fahrenwagen, von welchem der Graf kürzlich aus Herrn Twese's Leihbibliothek gelesen, ein riesiger Mann in die Luft, es konnte kein Anderer sein, als Doctor Dallwig, er kam von dem Patienten zurück; was wollte er aber auf dem Marienhofe? Irwing jagte querselbein durch den Schnee auf ihn los, das Pferd des Arztes wurde schen, prellte zur Seite und hätte seinen Herrn fast umgeworfen. Dieser jedoch fuhr sehr gewandt, wie der Graf bemerkte und hielt einen Moment an. „Wohin, Doctor?“ — „Zum Marienhofe, ich habe eine Bestellung an das Fräulein, wie Sie an den Papa! Empfehle mich!“ Damit fuhr er weiter und Irwing lenkte unmutig wieder auf seinen verlassenem Weg zurück. Es verdroß ihn, daß der Spitzkopf, wie er den Brasilianer beharrlich nannte, Cornelia nun doch sehen werde, die eine unbegreifliche Passion für Kranke hatte, was er auch dem bösen Einflusse der Nonne zuschrieb. Indessen, Gefahr für ihn sah er darin nicht; der bürgerliche Arzt, schon seines „Handwerks“, dann auch seiner gänzlich unbekanntem Herkunft wegen, war für ihn kein bedenklicher Nebenbuhler — wenn es Wolfhart gewesen wäre, freilich, den hätte er gefürchtet! Aber Wolfhart und Cornelia! Er lachte laut auf, zur großen Verwunderung seines Dieners, der sich eigene Gedanken über seinen Herrn machen mochte, als dieser darauf seine Stute „laufen ließ“, als gelte es ein Wettrennen, so daß er mit dem schweren Klappen kaum folgen konnte.

Doctor Dallwig sah Cornelia in der That gleich bei seiner Ankunft. Sie wußte, daß er bei dem alten Gottlieb gewesen war, ihr Vater hatte das von Irwing gehört und so kam sie ihm schon im Vorzimmer mit einer Frage entgegen. „Sie sind ja besorgter, als der Urheber des Unglücks, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er lächelnd. „Ich begegnete ihm, er jagte mir entgegen, als wolle er auch mich zum Sturz bringen, ich erwartete natürlich eine Frage nach dem Kranken, aber es war nur eine Bettenfrage: wohin? Gott sei Dank, gnädiges Fräulein, es geht nach den Umständen vortreflich, ich verbürge mich mit meiner Ehre für die Wiederherstellung des alten Mannes.“

„Liebster Doctor,“ sagte Herr von Lindow, „ich möchte Ihre Ansicht auch über eine Kranke in meinem

Hause hören. Der Medicinalrath, wenn er es hört, wird es ja nicht übel nehmen, er hegt, so viel ich weiß, keine Jalousie auf Sie."

"Ein jüngerer Arzt kann ihm wohl keine erregen," antwortete Dallwig. "Ihre würdige Hausgenossin, wie ich gehört habe?"

Lindow führte ihn ohne Weiteres nach dem kleinen Häuschen. — „Darf ich Sie aber bitten,“ sagte Dallwig, „mich allein eintreten zu lassen oder vielleicht, daß Fräulein von Lindow, um sie nicht zu erschrecken, mich begleitete? Es würde sie beunruhigen, selbst bei geschwächtem Bewußtsein, so Viele eintreten zu sehen!“

Der Gutsherr blieb zurück. Es währte einige Zeit, ehe der Arzt mit Cornelia wieder im Wohnzimmer erschien.

„Ich habe die Kranke vielleicht in einem günstigeren Momente getroffen, als mein College, vor dessen Autorität ich mich sonst unbedingt beuge,“ sagte er. „Nach meiner Ueberzeugung glaube ich jedoch, daß keine unmittelbare Gefahr für die Kranke vorhanden ist, vorausgesetzt, daß sie in nächster Zeit vor jeder Gemüthsbeziehung behütet wird.“ Lindow wechselte mit seiner Tochter einen Blick des Einverständnisses. — „Ich würde mich freuen,“ setzte Dallwig hinzu, mehr an Cornelia sich wendend, „wenn meine Ansicht dazu beitragen könnte, Sie zu beruhigen, da ich weiß, welchen Antheil Sie an der alten Dame nehmen, die Ihnen noch lange eine treue Hausgenossin sein kann.“

Es wurde Lindow schwer, den Arzt, welcher sich nicht länger aufhielt, fortfahren zu lassen, ohne ihn, wenn auch nur der Höflichkeit wegen, zu längerem Bleiben einzuladen, doch fühlte er selbst, daß es für den Grafen Irwing beleidigend gewesen wäre. — „Wenn der Medicinalrath einmal seine Praxis niederlegt, wovon er ja oft schon gesprochen hat,“ sagte er, als er wieder mit seiner Tochter allein war, „so würde ich den Mann gern zu unserm Hausarzt nehmen. Wir Beide, Cornelia, werden hoffentlich noch lange keinen brauchen, aber für alle Fälle doch! — Nun, wir werden also die gute Mutter Agathe noch behalten. Ein Glück, daß der Affen fort ist und wenn sie nach ihm fragt, daß man ihr das sagen kann, sonst würde sie doch keine Ruhe haben, bis sie ihn gesprochen hätte. Seinen Brief habe ich noch nicht einmal gelesen — wenn es überhaupt nicht ein bloßer Umschlag ist.“ Er nahm Alfens Brief aus dem Schrank, erbrach ihn und sagte: „Nicht viel besser! Da ist die Einlage: An die hochwürdige Conventualin Mutter Agathe — ist er denn katholisch? Mir schreibt er bloß, daß

ich so gut sein möchte, ihr sein Schreiben zu passender Zeit zu übergeben, das kannst Du thun, Cornelia, nimm es an Dich, er läßt sich Dir empfehlen, da!“ Cornelia empfing beide Briefe aus der Hand ihres Vaters und nahm sie mit auf ihr Zimmer, wo sie dieselben verschloß, nachdem sie Alfens wenige Zeilen an ihren Vater und ihren Namen darin gelesen hatte, in klarer und fester Handschrift. Ob diese, wie man behauptet, auch hier dem Charakter entsprach? Wer Cornelia gestern gesehen hätte, als sie spät Abends sich in ihr Zimmer zurückgezogen und heut im Stande gewesen wäre, einen Vergleich anzustellen, der würde über den Gegensatz erstaunt sein. Die gestrige Stimmung war ihrer ganzen Natur zu fremd gewesen, sie hatte das heut überwunden — sie glaubte es wenigstens, weil sie sich hütete, die Stelle, die sie schmerzte, zu berühren und statt krankhafter Träumereien eine gesunde Thätigkeit suchte. So durfte sie, als der Abend kam, auch nicht auf den Schlummer warten, der sie gestern geslohen hatte.

In der Nacht aber wurde sie geweckt, Mutter Agathe verlangte sie zu sprechen. Cornelia erschrak, als die Magd, die sie der Kranken zur Wärterin gegeben hatte, vor ihrem Bette erschien und ihr diese Botschaft brachte. Die alte Frau hatte so sehnsüchtig nach Cornelia verlangt, hatte mit solcher Bestimmtheit von ihrem nahen Ende gesprochen, daß die Wärterin nicht die Verantwortung hatte über sich nehmen wollen, ihr den Wunsch abzuschlagen, sondern mitten in der Nacht hinüber nach der Probstei gegangen war, um sich durch den Wächter das Herrenhaus aufschließen zu lassen und das Fräulein zu wecken. Cornelia schickte sie gleich mit der Antwort zurück, daß sie kommen werde. Sie kleidete sich schnell an und eilte mit bangem Herzen zu der Kranken. Mutter Agathe hatte schon auf ihren Tritt gelauscht, und holte aus erleichteter Brust einen tiefen Athemzug, als sie ihn kommen hörte, sie war bei voller Besinnung, aber äußerst schwach.

„Bist Du es, meine Tochter?“ sagte sie kaum vernehmbar. Cornelia neigte sich über sie und bat sie, ruhig zu sein, sie werde bei ihr bleiben. Ein Wink, als sie eintrat, hatte das Mädchen in das anstoßende Gemach entfernt.

„Der Herr ruft mich ab,“ hauchte es von den Lippen der Ruhenden. „Sein Wille geschehe!“

„Du wirst uns wiedergeschenkt werden, Mutter Agathe,“ sagte Cornelia tief bewegt, „der Arzt hat es uns versichert. Du wirst noch lange bei uns bleiben.“ Die Kranke hörte aber nicht auf sie.

„Der Herr wird mich aufnehmen, wenn ich auch die heiligen Sacramente nicht empfangen habe“ — sprach sie matt. „Es ist keine Zeit mehr dazu. Ich bin aber bereit.“

„Sprich nicht so viel! Ich betheure Dir, daß der Arzt Dein Leben für gesichert hält.“

„Ich würde vielleicht gesund werden —“ antwortete die Kranke jetzt, auf Cornelias Worte eingehend. „Aber er ist fort, ich weiß es. Sie haben ihn nicht zu mir gelassen.“

„Er hat Dir geschrieben,“ sagte Cornelia, welche sie verstand. „Du sollst den Brief haben, sobald Du Dich mehr erholt hast, er ist in meinen Händen, ich habe ihn wohl verwahrt.“

„Hole ihn, Kind! Lies ihn mir vor!“ bat Agathe mit wunderbar gestärkter Stimme.

Bei dieser Forderung war Cornelia einen Moment unfähig zu antworten. „Heut nicht, Mutter Agathe!“ bat sie endlich. „Wir wollen Gott bitten, daß er Dich recht bald wieder gesund macht, dann kannst Du ja selbst lesen, was er Dir schreibt. Denke doch — ich darf ja das nicht, es wäre ein Unrecht gegen ihn.“

Die Kranke schwieg eine lange Weile. „Wenn ich aber sterbe,“ flüsterte sie dann, „so bekommt er keine Antwort. — Höre mir zu, Cornelia. Dir will ich etwas anvertrauen und Du magst dann thun, was Dir Gott eingiebt. Nur Eins versprich mir, keinem Menschen, auch Deinem Vater nicht, zu erzählen, was ich Dir sagen werde — Du müßtest denn heirathen, vor Deinem Manne darfst Du keine Geheimnisse haben. Versprichst Du mir das, meine Tochter?“ fragte sie nochmals mit rühender Bitte.

Cornelia versprach es ihr und bat sie wiederholt, sich zu schonen — sie war rathlos, wie sie des Arztes Forderung, sie vor jeder Gemüthsbewegung zu hüten, erfüllen solle, da sie durch eine Weigerung, sie anzuhören, sie nur noch mehr beunruhigen mußte. — „Ich bin so ruhig, mein Kind,“ versicherte die Kranke. „Laß mich nur reden, dann wird mein Herz erst den rechten Frieden haben. Und wenn ich gestorben bin, dann bringe ihn meinen Segen.“

8.

Drei Tage noch war es zweifelhaft, welcher von den beiden Ärzten, die eine so verschiedene Meinung über die letzte Nonne des Marienklosters abgegeben

hatten, Recht behalten werde. Cornelia veranlaßte ihren Vater die Kranke mit den Heiligen Sacramenten ihrer Kirche versehen zu lassen, der katholische Pfarrer wurde geholt und hörte noch die letzte Beichte der frommen Seele, die ihn erschütterte und zugleich wahrhaft erbaute. Dann schien ein himmlischer Friede über sie gekommen zu sein, sie sprach nicht mehr, aber sie ruhte so sanft, daß es Cornelia, welche viel bei ihr war, mit neuer Hoffnung für ihr Leben füllte. Diese sollte aber nicht in Erfüllung gehen: sie schlummerte am vierten Tage ohne Kampf, ohne ein äußeres Zeichen ihres Endes hinüber. Herr von Lindow benachrichtigte den Pfarrer, der nun für die stille, würdige Bestattung auf dem katholischen Friedhof seiner Gemeinde Sorge trug. Ihr bisheriger Schützer und seine Tochter, auch die meisten Leute vom Marienhofe wohnten der Feierlichkeit bei, da die Verstorbene allgemeine Liebe und Achtung besessen hatte.

„Wir müssen nun Alfven seinen Brief zurückschicken, Cornelia,“ sagte der Vater nach dem Begräbnisse. „Er bleibt sonach im Dunkeln über seine Fragen. Gewußt hätte ich gern, was es eigentlich mit der guten Agathe für eine Beziehung hat, Du nicht auch, Cornelia?“ — Er ahnte nicht, daß diese Beziehungen für Cornelia kein Geheimniß mehr waren, daß sie mehr davon wußte, als Alfven selbst!

Da sie keine rechte Antwort gab, fuhr er fort: „Setzt würde er vielleicht damit nicht mehr hinter'm Berge halten, wenn er einmal wieder herkäme. Ich glaube aber nicht, daß er wieder kommen wird — was sollte ihn hieher führen? Bitterliche Liebe?“

„Es ist doch möglich, Papa, daß er wiederkommt,“ sagte Cornelia, ihren Gedanken fast unwillkürlich Worte gebend. Sie mußte das glauben, wenn sie sich Alles zurückrief. Und ihr reines Herz wünschte es auch ohne Selbstsucht. Der Vater sah sie an und lächelte. Dies Lächeln that ihr weh. Aber er sprach nicht aus, was er scherzend im Sinn hatte und sie mußte es daher still tragen. Der Brief wurde noch an demselben Tage geschrieben; Alfven hatte gebeten, auf der Adresse zu bemerken, daß er ihm im Fall der Abwesenheit nachgesendet werden möge — auch das geschah. Nachmittags erschien Doctor Dallwig, gewissermaßen, um sich über sein ärztliches Gutachten zu rechtfertigen, das der Erfolg nicht bestätigt hatte: er behauptete, daß doch ein Seelenaffect eingetreten sein müsse, welcher die Katastrophe herbeigeführt und Cornelia wußte das, wenn sie auch nichts davon erzählte; sie hatte es nicht abwenden können, aber zuweilen regte sich doch ein

leiser Vorwurf in ihrer Seele. Besser wurde Dalls wigs Ansehen durch die Kur an dem alten Karez aufrecht erhalten, der schon viel früher auf dem Marienhofe sich gesund melden konnte, als es in Aussicht gestellt war. Er hatte zwar noch eine Schwäche im Arme, aber die Großmuth des fremden Herrn hatte ihn für längere Zeit aller Sorgen bei fehlender Arbeitskraft überhoben. „Laßt Euch nur nicht unterdessen zu viel auf Eure Nebengeschäfte ein,“ sagte Herr von Lindow. „Ihr versteht mich. Der Junge ist diesmal noch mit einem blauen Auge davongekommen, aber Euer Contrebandiren erzieht dem Könige Rebellen, wenn's einmal bei uns wie in Polen gehen sollte.“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Urtheile der pariser Journale über die deutschen Vergnügungsreisenden.) Bekanntlich weilte vor ganz Kurzem ein ganzer Zug Wiener Vergnügungszügler in Paris, über die das Pariser Journal „La Presse“ unter der Redaction Emile de Girardin's sich in folgender höchst pathetischer und für uns Deutsche wirklich spaßhafter Weise ausspricht: „Hermann und Dorothea, Faust und Margarethe, Werther und Charlotte (die Franzosen scheinen Goethe wirklich in erschöpfender Weise zu studiren) gehen auf unseren Straßen spazieren. Die uns von Deutschland für die letzten Tage des Maimonats angekündigte Ankunft der fünfhundert Touristen ist erfolgt. Vorgestern bewegte sich ein Zug von fünfzig offenen Wagen langsam und in vollkommener Ordnung über den Boulevard des Capucins. „Hochzeitsgäste,“ meinten anfangs die Vorübergehenden. Aber nein; die Männer mit den grünbebänderten Hüten, mit den glänzenden Ledermützen, die Frauen mit den weiten Mänteln und den umfangreichen Handkörbchen sahen nicht aus wie Hochzeitsgäste; an ihren Reiseländern und ihrem blonden Haarwuchs, an ihrer frischen Gesichtsfarbe und ihren naivneugierigen Augen, an ihrem Phlegma namentlich hatte man bald erkannt, daß es Söhne des Arminius mit ihren robusten Gefährtinnen waren. Diese Germanen beiderlei Geschlechts besahen sich Paris mit einem Ernst, als ob sie einen Palimpsest studirten.“ Diese Beschreibung ist wohl nicht ganz treffend, denn das leichtblütige Wiener Völkchen giebt den Parisern nicht viel nach und es ist wohl kaum anzunehmen, daß die fünfhundert Touristen, mögen sie nun aus Oesterreich oder anderen deutschen Gegenden gewesen sein, alle ernst, blond und blauäugig gewesen sind und lauter „robuste Gefährtinnen“ gehabt haben. Die Beschreibung ist eben grade so wahrheitsgetreu wie die Meinung aller Franzosen, daß man sich bei uns in Deutschland ausschließlich von Sauerkraut nähre. —

(Die Heirathen bei den Kirgisen.) Zu den eigenthümlichsten Gebräuchen gehört wohl die Art und Weise, wie die Kirgisen sich ihre Frau ansuchen und derselben ihre Liebe beweisen sowie deren Antwort erhalten. An einem dazu bestimmten Tage kommen nämlich an einem vorher bestimmten Plage alle jungen heirathslustigen und heirathsfähigen Leute und alle Mädchen der Umgegend zusammen, und zwar alle zu Pferde. Wenn Alle versammelt sind und sich sowie ihre Pferde gestärkt haben, beginnen die Wettrennen, und die Jungfrauen, welche sehr tüchtige Reiterinnen sind und gute Pferde haben, reiten der Reihe nach an. Sofort wird nun jede dieser Amazonen von einigen, die schönsten sogar von vielen der jungen Männer verfolgt, welche sich alle Mühe geben, die Fliehende zu erjagen, sie zu überholen und im vollen Jagen zu lassen. Ist dies Einem unter ihnen gelungen, so faßt er die Jungfrau, reißt sie auf sein Pferd hinüber und sie gehört nun ihm und muß sein Weib werden. Bis dahin erscheint die Sache recht schön und romantisch, auch gar nicht so schwierig, aber es wird den Herren doch nicht so leicht gemacht als man glaubt. Jede der Kirgisenjungfrauen führt nämlich einen sehr gebiegenen Kantschu (Nahaika) bei sich, mit dem sie das Recht hat, die Verfolger nach Belieben zu bearbeiten und den sie gehörig dazu benützt, dieselben fern von sich zu halten. Namentlich wendet sie ihn aber mit Energie gegen denjenigen an, der ihr am besten gefällt oder den sie heimlich lieb hat, um zu erproben, ob seine Leidenschaft stark genug sei, dem Hagel von Schlägen Trotz zu bieten. Unsere jungen civilisirten Dandies würden ihre Liebe dabei wohl schnell erkalten fühlen, indessen wissen die Kirgisen diesen Gefühlsthermometer so geschickt zu handhaben, daß jeder der Verfolger sofort erkennt, was er zu erwarten habe und dem Auserkorenen wird es nicht gar zu schwer, die sich zum Scheine sträubende Schöne zu erobern; will jedoch Einer, den sie nicht mag, seine Absicht mit Gewalt durchzuführen, so schwingt die erzürnte Dame ihre Nahaika so furchtbar, daß der Verfolger froh sein kann, wenn er nach vergeblichem Bemühen mit gesunden Augen und Zähnen davontkommt. Solchen Maßregelungen sind bei uns die Heirathskandidaten nicht ausgefetzt, doch besitzen dafür unsere Damen an ihrer Zunge auch eine genügend scharfe Nahaika, um unerwünschte Freier von sich abzuhalten. —

F.

(Ein Brief an König Louis Philipp.) In Pariser Reisen, wo man sich noch immer gar gern an den guten Bürgerkönig erinnert, erzählte man neulich folgende wahre Geschichte. In Rouen lebte 1843 ein junger Mensch, Namens Jacques Baillargert, als Conditorehrling, der sich in die sehr hübsche Tochter eines Leinen- und Kattunhändlers zu Saint Sever, Elise Durantin, über Hals und Kopf verliebte. Die schöne Elise, welche anfangs den schüchternen Liebhaber sehr spröde behandelt hatte, gewann nach und nach Geschmack an seiner Anbetung und schenkte ihm endlich ihre Gegenliebe, aber was half dem Pärchen seine Liebe, da die Eltern der Liebchaft entschieden abgeneigt waren und trotz allen Bitten und Thränen die Tochter an einen älteren häßlichen Mann verheirathen

F.

wollten! Das junge Mädchen ließ zuletzt den Muth sinken und gab die Hoffnung auf, das Felsenherz ihres „tyrannischen“ Vaters zu erweichen, aber ihr tortenbadender Romeo ergriff kühnen Muthes ein außergewöhnliches Mittel.

Eines Abends hatte sich die königliche Familie wie gewöhnlich nach dem Diner in dem Gemach des Königs versammelt und nur ein ganz kleiner Kreis der intimsten Persönlichkeiten nahm an den vertraulichen Gesprächen Theil. Die Unterhaltung war sehr fröhlich und belebt, denn unter allen Mitgliedern des königlichen Hauses herrschte stets das herzlichste Einvernehmen; mit einemmal sagte König Louis Philipp: „Meine Herrschaften, ich schlage Ihnen eine Staatsrathssitzung vor und eröffne dieselbe hiermit. In Rouen haben sich Ereignisse von ungeheurer Wichtigkeit zugetragen, und zwar sind dieselben so verwickelter Natur, daß man bereits eine Appellation an den Thron für notwendig erachtete; binnen Kurzem kann die Sache ohne Zweifel noch an die Kammern gelangen.“ Der König sprach diese Worte mit so ernster Miene, daß die Königin unruhig wurde und besorgt frag, was denn vorgegangen sei? „Hier ist ein Brief,“ erwiderte der König, „nehmen Sie Kenntniß davon, meine Freunde, und dann stehen Sie mir mit Ihrer Weisheit bei, die Angelegenheit abzuwickeln.“ Einer der Prinzen nahm den Brief aus den Händen seines Vaters und las ihn mit lauter Stimme vor:

„Sire, ich komme Ihnen mitzutheilen, daß ich Elise liebe und Elise mich. Wir lieben einander schon seit drei Monaten. Ich bin ein Conditorelehrling bei Herrn Barbaduc, Rue Grand Pont in Rouen und heiße Jacques Baillargert — zu Ihrem Befehle. Seit ich Elisa liebe, habe ich jede andere Thätigkeit unterlassen, so daß mein Meister sehr unzufrieden mit mir ist. Ja, was noch schlimmer, ich bin krank, ich esse und schlafe nicht mehr und magere unter solchem Herzeleid stündlich ab. Die Liebe ist es, die mich so heruntergebracht, und ich vertraue Ew. Majestät an, daß, so lange ich so verliebt bin wie in diesem Augenblick, meine physischen und anderen Leiden keine Heilung finden können. Ich bleibe so schmerzlich verliebt, bis ich Elisa zur Frau bekommen habe. Ihr Vater, Herr Thomas Durantin, sagt zwar, sie wolle nichts von mir wissen, das ist aber gelogen, Majestät, glauben Sie es nimmermehr! Ihre Mutter, Frau Eurhrafie Durantin, hat ebenfalls gesagt, Elise möchte lieber eine Nonne werden als mich heirathen. Das ist auch nicht wahr; Majestät, fragen Sie nur Elise selbst. Nun steht die Sache aber so: Herr Durantin, welcher Weinwand verkauft, ist der Ansicht, daß die Conditoren nicht so viel werth seien als der Rattun, trotzdem die Charte ausdrücklich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze ausspricht. Er ist reicher als ich, das gebe ich zu, Sire, aber ehe er reich geworden, war er ein armer Teufel wie ich und ich kann auch noch so reich werden wie er. Ueberdies findet Herr Durantin meinen Gesundheitszustand unbefriedigend! Ja, daß ich mich nicht wohl fühle, bekenne ich selbst, doch trägt nur die Liebe zu Elisa die Schuld daran.

„Sire, ich weiß, daß meine elende Gesundheit Ihnen nicht gleichgiltig ist. Als Sie vor sechs Wochen durch Rouen ge-

kommen und alle Welt Ihnen zugurufen: „Es lebe der König!“ da schrie auch ich trotz meiner angegriffenen Gesundheit so laut wie irgend Einer, und um besser gehört zu werden, hatte ich das Gerüst vor der Mairie erklettert. Ich wollte meinen König grüßen. Eure Majestät bemerkten mich im Vorbeiziehen und würdigten mich, mir zu sagen: „Steige da herunter, mein Junge, Du könntest sonst den Hals brechen!“ Nie in meinem Leben werde ich diese erlauchten, diese hohen Worte vergessen!

„Sire, da Sie nun um meine geringe Person bei einer für Sie feierlichen Gelegenheit Sorge getragen, so werden Sie es wohl auch bei einer Gelegenheit, die nicht weniger feierlich für mich selbst ist. Auf meinen Knien bitte ich Sie, mir die Hand Elises zu verschaffen, die ihre Bitten mit den meinigen vereinigt. . . .“

In diesem cordialen Tone ging der Brief weiter und der Schreiber rückte zuletzt mit dem Ansuchen heraus, der König möge ihm doch die Stelle eines „conducteur des ponts et chaussées“ verleihen, denn da der Mann, den der Vater der Geliebten derselben zum Gatten bestimmt, diesen Posten bekleide, so werde der Tyrann wohl nichts mehr gegen ihn als Schwiegerohn einwenden können, wenn er das Nämliche erlangt habe. Der Brief schloß: „Ich habe die Ehre, die Königin der Franzosen, die Herzogin von Orleans und die ganze königliche Familie zu grüßen, nicht zu vergessen Ihre Schwester, Madame Adelaide.“ —

In der liebenswürdigsten Weise erhörte der König, von der Königin und der Herzogin von Orleans unterstützt, die Bitten und Stoffsensur des liebesmachenden Conditorelehrlings in Rouen und im August 1843 feierte Jaques Baillargert, conducteur des ponts et chaussées, seine Hochzeit mit Mademoiselle Elise Durantin. —

F.

(Eine empfehlenswerthe Modistin.) Es ist gewöhnlich Sitte, wenn irgend eine europäische Prinzessin sich verheirathet, gehöre sie nun einem kleinen oder einem großen Staate an, so werden alle Kleider, Hüte, Ueberwürfe, kurz der größte und kostbarste Theil ihrer Toilette außer den Schmucksachen, in Paris bestellt, weil man gar nicht für möglich hält, daß die Kleidungsstücke sonst elegant oder modern genug sein können und wenn hernach die kolossalen Rechnungen der Pariser maisons des modes anlangen, macht man gute Miene zum bösen Spiel und zahlt ohne zu feilschen die enormen Preise. Die pariser Modistinnen sehen sich eben ihre Leute an und denken: Prinzessinnen müssen bezahlen, was man verlangt, aber jetzt ist eine dieser „conturières artistes“ doch läbel angekommen. Sie hatte einen Theil der Toilette für die Prinzessin Alexandra von Wales zu liefern gehabt und übersandte dieser dann eine unerschämte Rechnung, so daß die an deutsche Sparsamkeit gewöhnte Prinzessin ganz erstaunt war und die Zahlung verweigerte. Die dänische Diplomatie intervenirte in dieser Angelegenheit und man hat sich einstweilen dahin verständigt, daß die betreffenden Kleider, Schleppe, Hofmäntel u. s. w. nach Paris zurückgeschickt und daselbst von einer Jury von Modistinnen taxirt

werden sollen. Wird hierdurch die Streitfrage nicht gelöst, so kommt es zu einem Prozesse. Die Königin Victoria ist in solchen Dingen klüger, sie hat wohl auch ihre Erfahrungen mit den Pariser gemacht und deshalb bestellte sie das Brautkleid für ihre junge Schwiegertochter bei Gerson in Berlin; es soll den pariser Sachen in Pracht und Eleganz nicht nachgestanden haben. —

(Noch ein Heirathsgesuch.) Der „nicht mehr ungewöhnliche Weg“ unter die Haube zu kommen ist gar nichts Neues, wenn er auch sonst nicht grade durch die Zeitungen führte, weil es deren keine gab. In einem Briefe des Grafen Ulrich zu Kirchberg an den Herzog Adolf von Jülich und Berg aus dem Jahre 1429 kommt eine Stelle vor, worin derselbe schreibt: „Wissent gnädiger Herr, daß ich ein hübsch Kind han, eine Jungfrau, die wollt' ich gern berathen von dem Adel; so bin ich also wohl gefreund in meiner Herrschaft, daß ich ihren Genosß nit finden kann, weder von Graven noch von Freyen. Darumb so bitt' ich Euer Gnad' ob Ihr in Euerm Herzogtum irgends habt einen wohlgebornen Graven, der eines armen Graven Tochter haben wollt'; dem wollt' ich geben mein Kind, eine wohlgezogene Jungfrau und 14000 Dukaten heim in sein Herrschaft.“ —

(Noch eine modernere Geschichte von einem Heirathsgesuch.) In mehreren Wiener Blättern erschien vor einiger Zeit ein interessantes Inserat, worin eine junge Wittve die Erklärung abgab, da es nicht gut, daß der Mensch allein stehe, so sei sie nicht abgeneigt, es noch einmal mit einem Manne zu versuchen; da sie aber jung und von ungewöhnlich angenehmem Aussehen, lebenswürdigem Charakter und ansehnlichem Vermögen, so wünschte sie nur Bewerber, deren Eigenschaften den ihrigen das Gleichgewicht hielten. Später stellte sich heraus, daß die Dame schon einen Bräutigam besaß, den sie aber bei genauerer Bekanntschaft ihrer nicht vollkommen würdig fand. Sie wollte ihn aber natürlich nicht verabschieden, ehe sie nicht eine wünschenswerthere Partie gefunden und so behielt sie ihn quasi als Nothnagel, während sie in aller Stille das obige Inserat einrücken ließ, wobei sie selbstverständlich die Einsendung von Photographien ausbedungen hatte. Es fehlte denn auch nicht an Offerten, von denen übrigens die meisten sehr vorsichtig gehalten waren, da man doch nicht wissen kann, ob sich hinter solchen Gesuchen nicht häufig bloß ein schlechter Spaß verbirgt. Bei einem der Gesuche kam ihr die Handschrift merkwürdig bekannt vor, sie holte mehrere Briefe herbei und verglich sie damit — es war kaum eine Frage, das mußte ihr interimslicher Bräutigam geschrieben haben! Die Beschreibung seiner Persönlichkeit und Verhältnisse stimmte freilich nicht ganz, denn der neue Freier war danach dem Bräutigam auf vortheilhafte Weise überlegen, aber hatte sie selbst denn über sich so getreu die Wahrheit berichtet? Mußte sie sich nicht insgeheim gestehen, daß sie ihrem Vermögen so viele Tausende zugezählt habe, als sie von ihrem Alter Jahre in Abzug gebracht?

Aber das Bildniß! Da war, den Bart abgerechnet, gar keine Spur von Aehnlichkeit und eine Photographie schmeichelt doch sicherlich nie.

Wenn sie das Original dieses Portraits heirathete, bekam sie wirklich einen schönen Mann und darum verlohnte es sich schon der Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Aber es war eine zu delicate Geschichte, als daß man sich selbst dabei einer möglichen Blamage aussetzen konnte, deshalb zog unsere heirathslustige Dame eine verschwiegene Freundin in's Geheimniß, welche sich bereit zeigte, die Vermittlerin zu spielen und die nöthigen Briefe zu schreiben, ja später auch die erste Zusammenkunft der Heirathscandidaten zu bestimmen — vielleicht hoffte sie zum Dank für ihre Gefälligkeit auf die Möglichkeit, der Wittve den Bewerber wegzuschnappen. Die verhängnißvolle Stunde der Zusammenkunft nahte sich und siehe da — der Briefschreiber und der Bräutigam waren wirklich ein und dieselbe Person, denn auch dieser gute Herr fühlte sich von seinem Verhältnisse nicht ganz befriedigt und gedachte die Gelegenheit zu benutzen, ein größeres Vermögen zu erheirathen und dann der lebenswürdigen Braut „adieu partie“ zu sagen.

Welche angenehme Ueberraschung bei der Erkennungsscene zwischen den Beiden! Am verlegensten war jedoch der Herr Bräutigam, welcher den schwachen Versuch machte, das Ganze für einen Scherz von sich auszugeben, weshalb er sich auch der in einer Kunsthandlung gekauften Photographie irgend eines Schauspielers bedient habe — aber die Thatfachen sprachen doch zu laut gegen ihn und in dem Herzen seiner ci-devant-Zukunftigen redete keine liebende Stimme zu seinen Gunsten. Nach reiflicher Ueberlegung soll indessen in Beiden der Gedanke aufgestiegen sein, ob sie nicht in dieser Begebenheit die Gewißheit erkennen sollten, daß das Schicksal sie wirklich für einander bestimmt habe — freilich bedenken sie nicht, daß es heißt: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ — indessen mögen sie immerhin ihr Glück zusammen versuchen und das Bündniß von Neuem schließen, sie werden sich wohl nun beiderseitig vor den Zeitungsannoncen hüten. —

(Wieder eine prächtige Reclame.) In verschiedenen sehr gelesebenen Blättern stand vor wenigen Tagen folgendes Inserat: „Ein allernuestes Dessert! Beim Feste, welches der Stammherr einer hochadeligen Familie auf seinem Schlosse feierte, erschien zum Dessert für jede der anwesenden Damen ein Flacon Jugend-Sprit. Wie die Idee einzig, die Neugierde allgemein, so waren die unmittelbaren Folgen wohl am wunderbarsten. Nicht nur, daß beim Souper alle Damen in blendender Jugend und Schönheit strahlten, — was kein Hochheimer, Johannisberger und Champagner vermochte, die Lust, Heiterkeit und Freude bis zur höchsten Wonne zu steigern, das wurde erreicht durch das gewählteste Geschenk für Damen, durch das weltberühmte Schönheitswasser: Raubach's Jugendspirit (Flacon 3 Thaler) u. s. w.“ Schade, daß so dick aufgetragen ist. —